



Alexander
Kluge Das
Labyrinth
der
zärtlichen
Kraft

166 Liebes-
geschichten

Suhrkamp

SV

Alexander Kluge

**Das Labyrinth
der zärtlichen Kraft**

166 Liebesgeschichten

Suhrkamp

Mitarbeit und Redaktion:
Thomas Combrink

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz und Druck: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

Erste Auflage 2009

ISBN 978-3-518-42125-3

Inhaltsübersicht

Vorwort	7
I Im Dickicht der Umständlichkeit	9
Zusatz zu I	
Ist das Labyrinth eine geeignete Metapher für die Liebe?	93
II Ach liebe Engel öffnet mir, noch lebend mir die Him- melstür	115
Zusatz zu II	
Derivate der zärtlichen Kraft	205
III Wie die Seele ihre Leidenschaft an falschen Gegen- ständen ausläßt, wenn die richtigen ihr fehlen	235
Zusatz zu III	
Die Gärten der Gefühle	317
IV Und will ich in die Sterne sehen, muß stets das Aug mir übergehen	351
V Die Prinzessin von Clèves	
Kommentar	443
Love Politics. Der Eigensinn der Intimität	
Essay	519
Annotierter Index	569
Nachrichten vom Tausendfüßler. Trackliste der Begleit-DVD	589
Quellenverzeichnis	595
Danksagung	596
Gesamtinhaltsverzeichnis	597



Abb.: »Liebe als ein Begriff dafür, daß man das, was man vom anderen haben will, gerade dadurch selbst gibt.«

Vorwort

Gleich was man über die Liebesbeziehungen sagt, ihr natürlicher Reichtum an Kasuistik widerlegt es. Die Liebe ist ein Tausendfüßler. Wenn man von ihr erzählt, sind Übersicht, Einteilung und Thesen die schwächste Tugend.

Alexander Kluge

I

Im Dickicht der Umständlichkeit

Die zärtliche Kraft ist verwirrend und allseitig aktiv. Es gibt so viele Liebesgeschichten wie Sterne am Himmel. In ihnen entzündet sich aber, behauptet Sigmund Freud, die Zärtlichkeit nur in einer gewissen Mischung, das heißt nur gemeinsam mit der »sinnlichen Kraft«. Vermutlich hängt damit die Umständlichkeit zusammen, mit der Liebe sich äußert. Dieses Dickicht gehört zu den lebenswürdigen und hellen Eigenschaften in den Menschen. »Liebe macht hellichtig ...«

Im Dickicht der Umständlichkeit

Sie, die Korrespondentin der NZZ, saß einem dieser älteren Forscher von Harvard aus der Schule von Stephen Gould gegenüber. Statt sich auf das Thema zu konzentrieren, das sie in der Serie ihrer Zeitung behandelte, machte er ihr den Hof. Sie hatte Mühe, ihn zum Thema zurückzulenken.

- Sie behaupten, Menschen sind Spielball ihrer Gene? Sie seien nicht Herr ihrer Entschlüsse, wenn es um das Liebesleben geht?
- Die Gene interessieren sich ausschließlich für ihre Vermehrung. Auf diese elementare Position fällt alles zurück. Bei Menschen oder Tieren. Allerdings nur im evolutionären Maßstab.
- Also nicht heute, so wie wir hier Tee mit Rum trinken?
- Dafür gilt es bedingt.
- Und für die Einzelheiten des LIEBESLEBENS, für Liebesgeschichten, interessieren sich die Gene gar nicht?
- Ich glaube nicht.
- Wären Gewalt, Geldgier, Rache im Sinne der Gene ebenfalls brauchbare Vehikel der Vermehrung?
- Sicherlich. Für die Verbreitung des Menschengeschlechts ist die Korrelation zur »Liebe« nur umständlich. Bei Tieren nicht weniger.
- Sie meinen, Tristan und Isolde bekommen keine Kinder. Auch Romeo und Julia sind kinderlos. Wie in der Mehrzahl der Fälle von »junger Liebe« in der Dichtkunst. Das weicht ab, sagen Sie, vom Zweckdenken der Gene?
- Nur die Menschen blieben übrig, die den berühmten Liebesgeschichten nicht gefolgt sind.

Der Rum im Tee, die Süße des Süßstoffs (reuelos) waren verführerisch. Die Augen des Gegenübers von dunklem Blaugrau, »stählen«. Diese Augen fesselten sie, zugleich störte sie der »sachbezogene« Ausdruck in seinem Blick. Solange seine Augen und seine

Worte einander zu widersprechen schienen, hatte dieser Mann kaum eine Chance, sie in eine interessante erotische Stimmung zu versetzen. In der Praxis könne man, fuhr er fort, die »beharrliche Arbeit« der Gene nicht »sehen«. Sie bräuchten zur Tarnung ihrer Pläne Umwege, Narreteien, menschliche Akteure. Ohne diese Umwege, das wissen die Gene, gelangen sie nicht zu ihrem Ziel. Ihre Intrigen setzen sich durch: Gebremst durch das Walten der Gene selbst, da sie ihre Konkurrenten irgendwie auszumanövrieren suchen und deshalb das DICKICHT DER UMSTÄNDLICHKEIT brauchen.

Das war ein vorteilhafter Titel. Menschen, darin stimmten jetzt beide nach ihrem vierten Tee mit Rum überein, wären in der Evolution nicht übriggeblieben ohne die Umständlichkeit: das, was Liebe heißt. Sie wird von den Genen nicht nur geduldet, sondern als LANDSCHAFT gebraucht.

Die Liebe siegt

Daß sich das »ewige Paar« überhaupt traf, war Zufall. Wäre der Chevalier Des Grieux eine Stunde später an der Kutschenwechselstation angelangt, hätte er die unwiederbringliche Manon nicht getroffen.

- Sie glauben, daß das Schicksal sie zusammenführte? Die Vorsehung?
- Wir glauben doch beide nicht, daß es so etwas gibt. Dem Zusammentreffen lag keine Bestimmung zugrunde.

Der Zufall hatte sie zusammengeschmiedet. Danach blieb das Paar dauerhaft zusammen. Die Mittel für den Lebensunterhalt beschaffte Des Grieux aus Falschspiel und Betrügereien; Manon nahm ältere Männer aus, plünderte sie. Bald hatten sie rachedurstige Geschädigte und die Polizeibehörden auf ihrer Spur.

Für Manon gab es nur *ein* Gesetz: das ihrer Liebe. Empfindung,

Zuwendung, Konzentration, Aufrichtigkeit. Das aber nur bezogen auf die *eine* Frage, ob sie Des Grieux liebte und wie sie es bewerkstelligen konnte, daß er sie zwingend wiederliebte. Das Dauerhafte hieran war legendär.

Man weiß, daß Des Grieux der vom Gericht zur Deportation verurteilten Geliebten folgte. Zu Schiff gelangten sie zur Strafkolonie in Louisiana. Nach dem Duell mit dem Neffen des Gouverneurs sahen die beiden keinen anderen Ausweg als den, durch die Wüste zu fliehen. Man weiß, wie Manon starb in der Wüstennacht. Des Grieux blieb nichts, als der Menschheit davon zu berichten.

»Die gewaltsamen Farben /
am Himmel erlöschen jäh.«

Sie hatte nie irgendeinen Zweifel

»Sie legte beide Hände auf ihre Brust
und schaute mit heißen fanatischen
Augen in die Nacht hinein.«

Gesetzt den Fall, Manon Lescaut wacht an einem Septembermorgen auf und findet keine ihrer Empfindungen wieder, die sie noch in den letzten Tagen (und alle Jahre zuvor) für ihren Geliebten Des Grieux spürte und die seine Gegenwart für sie stets unausweichlich machte. Plötzlich war er ihr lästig. Was soll sie tun?

- Sie wird warten. Sie wird testen. Ich glaube nicht, daß sie schwanken wird.
- Aber was soll sie machen? Sie gab sich den ganzen Tag Mühe, fand aber das Gefühl nicht wieder. Sie war sich dessen stets sicher gewesen, daß das »Gefühl des ersten Augenblicks« niemals untergehen könne.
- Auch nicht nach einer Lungenentzündung? Nicht bei einer Darmkolik? Wenn der Körper alle Empfindungen, als wäre er bankrott, an sich zieht?
- Nein. Sie hätte dann immer noch die Erinnerung an den »ersten

Moment des Kennenlernens« gehabt. Das war ja ihr Glaube. Das einzige, was sie als unverkäuflich betrachtete.

Diese Beharrlichkeit oder Grundströmung, die so selten ist und welche die Stärke von Manons Charakter ausmacht, läge da wie eine Ruine. Die Beobachter des Paares, die gern etwas von der rätselhaften Liebesgewißheit der jungen Frau, die sie über so lange Zeit hatten beobachten können, selbst besessen hätten, hatten sich gefragt, wie man helfen könne.

- Sie haben eben selbst gesagt, »gesetzt den Fall«. Der Fall trat ja nicht ein.
- Weil die junge Frau früh und jung starb. Sie trug ihre Besessenheit, ihre Gewißheit wie einen Dämon in sich.
- Warum sprechen Sie so ungläubig, ja glaubenzersetzend von dem Roman, wenn man doch gar nicht weiß, was Manon, 40 Jahre alt geworden, empfunden hätte? Ich halte das für Eifersucht, für Neid, was Sie vortragen.

Der Zweifler hatte sich bereits selbst verraten, als er den Beobachtern des Paares unterstellte, sie hätten zu Hilfe kommen wollen, obwohl es sich doch um einen hypothetischen Fall in dem Gespräch handelte, bei dem nur der Fall gesetzt war, Manon wäre, quasi an den Rändern des Romans, in ihrem Gefühl abgestürzt. Tatsächlich wird das nirgends berichtet. Ein solcher Absturz hätte sich längst vorher in der einen oder anderen Sekunde ihres Lebens verraten müssen. Waren denn ständig Beobachter da? Sie selbst war die Beobachterin, und sie hatte nie irgendeinen Zweifel.

Ein Glücksbringer

Die Anwälte der Bundesrepublik, vertreten durch das Auswärtige Amt, dieses vertreten durch die genannten Rechtsvertreter und die Anwälte der Familie der »Braut«, waren sich rasch handelseinig. Nachdem sie im ersten Anlauf vor den Gerichten verloren hatten, geduldeten sie sich bis zum Ablauf der Zweijahresfrist, die für die rechtsgültige Einbürgerung des jungen Irakers abzuwarten war. Zwei Jahre mußte die Ehe dauern, damit zwischen der Deutschen und dem Zugewanderten eine »nachhaltige Bindung« als nachgewiesen gelten konnte, bloße Heirat genügte nicht. Sie nahmen an, daß der »Bräutigam«, ein fünfundzwanzigjähriger junger Mann aus dem Morgenland, sich am Tag nach Ablauf der Zweijahresfrist von der soviel älteren »Braut« scheiden lassen würde, um im Besitz des Bürgerrechts seiner Wege zu gehen.

- Nach seinem Selbstverständnis heiratet ein Mann dieses nahöstlichen Kulturkreises keine Frau, die ihm keine Kinder gebären kann.
- Er nimmt nur eine Jungfrau aus dem eigenen Land. Ist die Einbürgerung gesichert, holt er so eine nach.
- Mit Eltern und Verwandten?
- Den eigenen und denen der Jungfrau.

Das wollten die Anwälte abwarten und dann zuschlagen. Die Akten lagen auf Wiedervorlage. Die »Braut« besaß Ansprüche auf ein großes Vermögen. Sie hatte diese Ansprüche bislang nicht realisiert. Die beiden ungleichen Eheleute wohnten in einem bescheidenen Appartement. Die Frau war geschieden, kinderlos, 35 Jahre Altersabstand zum Galan. Enttäuscht ist sie, sagten ihre Verwandten, von ihren beiden bisherigen Männern, die in ihrer Gesellschaftsklasse als tüchtig galten, sich aber im Privatleben als unliebenswürdig erwiesen hatten und unter Streß dem Alkohol verfallen waren.

- Sie hat einen sechsten Sinn dafür, sich die falschen Männer auszusuchen.
- Das können Sie nicht beurteilen. Sie haben keine psychologische Ausbildung.
- Aber finden Sie nicht etwas falsch an der Art, wie sie ihre Wahl traf?

Mit der Heirat wiederholte sie anscheinend ein bei den weiblichen Mitgliedern in der Familie befestigtes Schema. Es schien, daß Frauen des besitzfreudigen Clans schon über mehrere Generationen eine unglückliche Liaison gesucht hatten. Der Gipfel, so die Meinung der Beobachter, war die Ehe von Bettina-Elisabeth G. mit dem fünfundzwanzigjährigen Ankömmling. Wo nur hat sie ihn gefunden? Was taten die zwei, wenn sie allein waren? Wie wollte in 20 Jahren der Fünfundvierzigjährige die Achtzigjährige pflegen?

Monat auf Monat verging. Die Zweijahresfrist lief ab. Keine Krise, keine Vorbereitungen zu einer Trennung. Berichte von angesetzten Privatdetektiven sprachen von einem »harmonischen Ganzen«.

Im Gegenteil, sagte der frühere Liebhaber der »Braut«, ein Dr. Arentz, der mit ihr nach wie vor eine Freundschaft unterhielt. Sie lieben gemeinsame Unternehmungen. War es möglich, daß es sich bei dem »Bräutigam« nicht um einen Abenteurer handelte, bei der Ehe um keine Scheinheirat? Übertrug er Teile seiner Glücksfähigkeit auf die ältere Frau? Scherze über die »lustige Witwe« riefen kein Gelächter hervor.

»Lichter scheinen /
Geigen weinen /
Hab mich lieb.«

Das ging so fort. Das Paar adoptierte ein fremdes Kind, das sich später als vom »Bräutigam« vorehelich gezeugt erwies. Jetzt waren sie zu dritt. Sie überlebte ihren »jungen Freund«, wie sie ihn nannte, um drei Jahre. Er starb bei einem Unfall. Nach seinem Tod, den sie lange betrauerte, beanspruchte sie das Vermögen, das ihr als Er-

bin zustand. Es kam dem Kind des »Morgenländers« zugute, das die alte Frau sorgsam erzog. Erinnernten doch dessen Gesichtszüge an ihren Glücksbringer, dem sie bis zum Ende ihres Lebens dankbar war. Die Anwälte gingen leer aus.

Das Schöne ist fehlerfrei

Die schöne Griechin vom Waterloo-Institut faszinierte die Physiker-gemeinde auf der stark besuchten Jahreskonferenz in Hawaii. Dichtes schwarzes Haar lag um ihr Haupt. Die hochgewachsene Gestalt schritt zur Tafel, die im Hintergrund des Rednerpultes aufgestellt war. Mit kräftigen, knirschenden Kreidestrichen, also in konventioneller Manier, verglichen mit der üppigen elektronischen Ausstattung des Riesensaals, entwarf sie Gleichungen, die das UNENDLICH KLEINE und ZEITLICH KURZE mit dem KOSMISCH GROSSEN (z. B. einer Proto-Galaxiengruppe im Sternbild *Haar der Berenike*, die einst nur 300000 Jahre vom Anfang der Welt entfernt ihre Kreise gezogen hatte) in Verbindung brachten. Die Gleichungen reihten sich aneinander ohne Komplikation. Die Mehrzahl der Spezialisten im Saal hielt sowohl diese Frau wie die eleganten Formeln, die sie aufschrieb, für »schön«. Die Griechin aber reservierte das Wort Schönheit ausschließlich für den Kosmos und die Welt der Nanosphären. Ihr Vortrag ging davon aus, daß die Schönheit und Einfachheit von Gleichungen, wenn sie sich auf so extrem auseinanderliegende Realitäten bezögen, das korrekte Indiz für ihre Stimmigkeit sei.

- Sprechen Sie von »Schönheit« oder von »Pracht«, wenn Sie sich auf die längst vergangene Galaxiengruppe beziehen?
- Schönheit.
- Im Sinne von Regelmäßigkeit?
- Nichts davon ist regelmäßig.
- Dann ist es kompliziert?
- Auch das nicht. Es ist eigenständig.

- Im Sinne von widerspenstig?
- Nicht gegenüber meinen Gleichungen.

Ein junger Physiker, der erstmals diesen Kongreß besuchte, hätte auf keinen Fall die Augenblicke missen mögen, welche er mit der bezaubernden Gelehrten bei einer Tasse Tee im Anschluß an deren Vortrag verbrachte. Die Göttin blieb für ihn unerreichbar, nicht nur, weil sie verheiratet war und ohnehin nicht im Sinn hatte, sich auf ein Abenteuer inmitten des Pazifiks einzulassen. Diese Unantastbarkeit schien dem jungen Mann vielmehr eine Bedingung der Schönheit. Wie hätte er die Schöne auch in seinem Labor oder in seinem Jungesellenheim aufstellen können. Nur als Statue hätte das geschehen können.

Die Unvollkommene

Sie besaß ein ungünstiges Becken. Es stand auseinander, so daß sich zwischen ihren Oberschenkeln ein Hohlraum ergab. Das war, obwohl für Geburten günstig, ungewohnt und wurde von Betrachtern nicht gebilligt. Sie hätte, da sie sich selten im Spiegel besah (und wenn doch, nicht mit ganzem Körper), darüber hinweggehen, wenn nicht einer ihrer »Freunde«, der sich dann aber nicht weiter näherte, sie »tröstend« darauf hingewiesen hätte.

So bot sie sich als »minderwertig« gar nicht mehr aktiv an, ging auch kaum noch zu Tanzveranstaltungen oder zu »Angeboten zum Kennenlernen«. Hätte sie nach einem »Partner mit Schönheitsfehler« suchen sollen? »Junge, leidenschaftliche Frau, werktätig, mit auseinanderstehenden Oberschenkeln (sonst intakt), sucht schieläugigen oder sonst beschädigten Freund.«

»Du bist mein Mann /
Mein Leben /
Dein Anblick /
Macht mich blind.«

Sie wagte nicht, das Angebot ins Netz zu stellen, weil sie Betrüger

fürchtete, die in ihr eine Beute hätten sehen können. Sie sah sich schon als Sklavin weit nach Osten verkauft.

Sie sparte also die Anstrengungen für diese Entwicklungsrichtung des Lebens, die einer Lebensgemeinschaft, qualifizierte sich beruflich so, daß sie bald als reiche Frau galt. Sie hätte jetzt in ferne Länder fahren, dort gegen Zahlung halb verhungerte Männer von sich abhängig machen und so einiges der Wollust zuliebe unternehmen können. Dazu war sie zu stolz. Auch zu unerfahren, wie man mit einem so abwegigen Geschäft gefahrenlos umginge. Gern hätte sie ein Kind gehabt. Schließlich adoptierte sie eines aus São Paulo. Adoptivmutter und Findelkind waren unzertrennlich. Keine Probleme.

Wildheit als Anspruch

In meinen Kursen des zweiten Bildungsweges stoße ich, wenn es um das Thema Liebe geht, auf Widerstand, wenn ich zwei Forderungen aufstelle:

- nach Augenmaß und Berechenbarkeit
- nach abrufbarer Wiederholbarkeit

Die Liebe, wird mir von den Kursbesuchern entgegnet, müsse eine gewisse Wildheit, eine ihr eigene Maßlosigkeit beibehalten. Grenzenlosigkeit sei ihr Prinzip. Sehe man Grenzen vor sich, seien sie auch schon überwunden. Sie wird für UNBEZÄHMBAR gehalten. Wäre sie wiederholbar, heißt es, d.h. überhaupt den Willenskräften unterworfen, verliere sie ihren Zauber. Sie verliere allen Wert.

Sie soll also, antworte ich beharrlich, da ich nicht nur Bildungsforscherin, sondern auch Liebesökonomin und Marxistin bin, auf einer barbarischen Stufe der Sammlertätigkeit oder des Kampfes von Clans um eine Beute verharren. Das entspricht keiner Produktionsstufe der Moderne. Was wundert uns daran, füge ich hinzu, daß